

Freiräumen

Birkhäuser
Basel

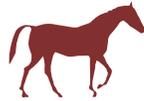
Hans Loidl_Stefan Bernard

Freiräumen

Entwerfen als Landschaftsarchitektur

Überarbeitete und
erweiterte Neuausgabe

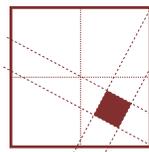
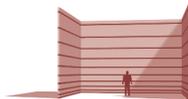
[1] Gestalt und Gestaltung



[2] Entwerfen und Entwurf



[3] Raum - Ort - Weg



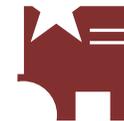
VI	Von der ungebrochenen Aktualität des Entwerfens
	Vorwort zur überarbeiteten und erweiterten Neuausgabe
6	Über Entwürfe reden – ein paar Einleitungen
8	In Gestalt von Landschaft
12	
14	Punkt-Linie-Fläche-Körper
14	Ordnung
16	Form und Gestalt
17	<i>Zusammenhang und Vorerfahrung</i>
18	Gestalt
18	<i>Superierung</i>
20	Gestaltkomponenten
21	<i>Induktion</i>
22	Gestaltung
23	<i>Zusammenhang landschaftsarchitektonischer Objekte</i>
26	
29	Zwischen Kopf und Hand
29	Entwerfen
31	Der Entwurf
31	<i>Intersubjektivität</i>
33	Intention
33	Kreativität
34	<i>Bifurkation</i>
35	<i>Der übliche Entwurfsweg</i>
36	<i>Arbeitsmodell zum Entwurfsprozess (Darke, Lawsen)</i>
37	Weg und Ziel
39	Rahmenbedingungen
40	Zeichen und Inhalt
44	
46	3.1 Raumbildung („Raum“)
48	Raum
48	Landschaftsarchitektonische Räume
49	4 Sätze der landschaftsarchitektonischen Raumbildung
55	Der „reine“ Raum
56	Die Zer-Störung des „reinen“ Raumes
58	Raumandeutungen
62	Raumfolgen-Raumabstufungen
62	Von geschlossenen zu offenen Räumen
64	Raumgrenzen
65	Flächeneinheitlichkeit
66	<i>Raumgröße in Abhängigkeit von menschlicher Nähe</i>
68	Raum und Raumwirkung
70	<i>Das menschliche Sehfeld</i>
76	<i>Raumwirkung und Pflanzen</i>
77	Raumbildung durch Höhenunterschiede
80	Höhenunterschiede und Raumwirkung
82	Pflanzung zur optischen Reliefänderung
85	Der Hain
90	3.2 Schwerpunktsetzung („Ort“)
91	Schwerpunkt
94	Besondere Lage
96	<i>Die Gerade und der rechte Winkel</i>
97	Betonte (gestalterische) Schwerpunkte

Inhalt

3.3 Bewegung und Erschließung („Weg“)	102
Bewegung – Motiv und Reaktion	103
Vorausschauende Orientierung	103
Der „unaufmerksame“ Auftritt	104
„Trampelpfad“ – der Archetyp des Weges	109
Positive Lenkung	110
Äußere und innere Erschließung	111
Aufgaben/Ziele der inneren Erschließung	111
Weg und Ziel	114
Wegverlauf und Sichtbeziehungen	118
Wegzeichen und Wegmarken	120
Bäume als Wegmarken	122
Kolonnaden und Arkaden	124
Weggelenke	126
Die (Sitz-)Bank – Archetyp des Ver-haltens	132
Wegenetz	134
Wegführung und Flächennutzung	134
Wegführung und Raumform	136
Weg und Raumfolgen	140
	144
4.1 Grundlagen guter Gestalt	146
Gestalt und Zusammenhang	147
Einheitlichkeit durch Gemeinsamkeit	147
Gemeinsamkeit der Lage	148
Gemeinsamkeit im Erscheinungsbild	150
Ideell/thematische Gemeinsamkeit	150
Unterschiedlichkeit	152
Reichhaltigkeit – Die Störung der Einheitlichkeit	154
4.2 Merkmale guter Gestalt	158
Anregung/Unsicherheit	159
Spannung	161
Gewichtigkeit/Ausgewogenheit	164
Harmonie	165
Verbindende Idee/Thema/Konzept	166
Deutlichkeit	168
Einfachheit	168
4.3 Werkzeug Wiederholung	172
Wiederholung	173
Struktur	176
Muster	176
Raster	177
Variation	178
Transformation	179
Rhythmus	181
Proportion	181
Maßstäblichkeit	182
Zeichen	183
Literatur	188
Autoren	190



[4] Gestaltqualitäten



Von der ungebrochenen Aktualität des Entwerfens

Vorwort zur überarbeiteten und erweiterten Neuausgabe

Entwerfen ist eine besondere Handlungskompetenz. Als „Kulturtechnik des konkreten Machens“ liegt die Besonderheit von Entwerfen darin, aus einer hochkomplexen Gemengelage von ortsspezifischen Rahmenbedingungen, Anforderungen und Handlungsbedarfen hilfreiche, schlüssige und wertige (Gesamt-)Lösungen zu entwickeln. Hierzu wenden Entwerfer*innen (praktisches) Handlungswissen an, greifen auf Bewährtes und Erprobtes zurück, nutzen ihr umfangreiches Wissensarchiv an Vorbildern und bewerten deren „Passung“, also die konkrete Eignung für eine gesamtheitliche Lösungsfindung. *Freiräume(n)* als Grundlagenwerk beschreibt und vermittelt dieses Handlungswissen, dient nicht zuletzt dazu, entwurflich-handwerkliche Fehler zu reduzieren.

Freiräume(n) – dies sei an dieser Stelle betont – ist allem voran das Vermächtnis des bedeutend zu früh verstorbenen Landschaftsarchitekten und Hochschullehrers Hans Loidl. Nach Abschluss eines Forstwirtschaftsstudiums

wechselte er in die Landschaftsarchitektur, beschäftigte sich mit städtebaulichen und geisteswissenschaftlichen Fragestellungen, entwickelte Projekte im Sinne der von ihm geliebten „Stadtökologie“ und experimentierte früh mit Pflanzenverwendungen und Regenwassermanagement im urbanen Kontext. In den frühen 1980er Jahren – in etwa zur Zeit seiner Berufung zum Professor für Landschaftsarchitektur an der TU Berlin – begann Loidl mit ersten Skizzen für die vorlesungsbegleitenden „Materialien zu einer Morphologie des Freiraumentwurfes“ (besser bekannt als „Loidl-Skript“), der inhaltlichen Blaupause des vorliegenden Buches. Und legte – in leidenschaftlicher Opposition zum vorherrschenden Zeitgeist – den Fokus auf konkrete Werkzeuge und Handlungsempfehlungen für das Entwerfen qualitativvoller Freiräume.

Denn die Landschaftsarchitektur hatte sich zu ebenjener Zeit weitestgehend von ihrer gewachsenen Berufstradition als gestaltende Disziplin verabschiedet und sich den Fängen zweier Wissenschaftszweige ergeben: der Ökologie und der Soziologie [1]. In den Folgejahren der 1960er Revolten prägte zunächst die Ökologie die Profession, man kämpfte für mehr „Natur“ und gegen eine als eintönig empfundene, technologieorientierte städtische Realität. Ökologisch wurde mit „Natur“ gleichgesetzt und dies versprach allumfassende Qualität. Slogans wie „Zurück zur Natur“ und programmatische Schriften wie Louis Le Roys *Natur ausschalten – Natur ein-*

[1] Vgl. zu nachfolgendem auch: Bernard, S., „Nicht Ökologie, nicht Kunst – Gedanken zum Wesen der Landschaftsarchitektur“, in: *Stadt & Grün*, 01.2005, 7 ff.

schalten trafen den Nerv der Zeit: „Man soll wachsen lassen, was wächst und menschliche Eingriffe auf das Allernotwendigste beschränken – die Natur ordnet sich schon selbst.“ [2] Vor diesem Hintergrund hatte Gestaltung als Ausdruck menschlichen Schaffens einen schweren Stand, galt als undemokratisch und un-„natürlich“. Vielmehr gefiel sich die Landschaftsplanung in der Rolle der Naturforscher: „Planung bedeutet, sich selbst und andere festzulegen, und das steht im Widerspruch zu meinen Ideen“, so Le Roy [3]. Natur ist gut, Entwerfen schlecht.

[2] Roy, L. G. le, *Natur ausschalten – Natur einschalten*, Klett-Cotta, Stuttgart, 1978, Klappentext.

[3] Ebda.

Parallel dazu war auch ein Teil der Kunstwelt auf der Suche nach neuen Ansätzen, um auf veränderte gesellschaftliche Bedingungen zu reagieren. Es wurde nach Möglichkeiten gesucht, die nichts weniger als die Gestaltung sämtlicher gesellschaftlicher Formen und Zusammenhänge zum Ziel hatten. Der „erweiterte Kunstbegriff“ war geboren, dessen ideale Konsequenz ja mit darin bestand, dass jeder Mensch sich plötzlich mit seiner neuen Rolle als Künstler auseinandersetzen sollte. Oder eben mit jener als Freiraumplaner. Eine im Grunde sympathische, verlockende Vorstellung: Alles offen, jeder darf mitreden, keine Hierarchien. Geballte Kompetenz allenthalben.

Womit die Stunde der Soziologie in der Landschaftsarchitektur eingeläutet war. Im Gegensatz zur Naturwissenschaft Ökologie, deren Forschungsgegen-

stand die Wechselwirkung zwischen Lebewesen und Umwelt ist, beschäftigt die Gesellschaftswissenschaft Soziologie die Frage nach den Beziehungen der Lebewesen untereinander, deren Gesellschaftsformen und Verhaltensmuster. Gewahr der Tatsache, dass eine zunehmend ideologischer agierende Ökologiebewegung ihr Versprechen, sämtliche planerischen Probleme zu lösen, doch nicht erfüllen konnte, wurden soziologische Ansätze von den Landschaftsarchitekt*innen dankbar aufgenommen: Aus Naturbetrachter*innen wurden Menschenbeobachter*innen und -begleiter*innen, die Profession begab sich auf die Suche nach ultimativer Nutzerkonformität und wissenschaftlich orientierter Objektivität, gefiel sich in der moderierenden Vermittlerrolle zwischen den Partikularinteressen der Planungsbeteiligten. Und entfernte sich weiter vom Anspruch, Fachdisziplin für die (konkrete) Gestaltung von Freiräumen zu sein.

Nicht zuletzt an den Hochschulen genossen die vorgenannten Einflüsse großen Zuspruch, während Entwurfslehrstühle wie etwa jener von Hermann Matern an der TU Berlin nach dessen Emeritierung zunächst unbesetzt blieben. Erst die „Landschaftsarchitekturrevolution“ (maßgeblich vorangetrieben in den 1980er Jahren durch die Professoren Loidl, Hallmann, Weckwerth und Wenzel) mit ihrer Abwendung von den Wissenschaften und Hinwendung zur Stadt sowie einer Orientierung an der Architektur leitete einen Paradigmenwechsel ein.

Freiräume(n) ist mithin ein Kind seiner Zeit. Und gleichzeitig ihr geballter Gegenentwurf: Einem gestaltungsfeindlichen, durch Dogmen, schlechte Laune und viel Larmoyanz („... die bösen Architekten hören nie auf uns tolle Landschaftsplaner ...“) geprägten Hochschulwesen wird mittels eines anregenden Werks des konkreten Machens begegnet, vermeintlich quantitativ messbaren „Wahrheiten“ wird der Aspekt der „Gestaltqualität“ entgegengesetzt und durch Bezüge in die (Gestalt-)Psychologie und die Systemtheorie inhaltlich verankert.

Hinter all dem steht eine aufklärerische Grundüberzeugung: Große, vermeintlich allgemeingültige Ideen und Haltungen bieten keine hinreichenden Antworten auf die einen *konkreten* Ort prägenden Kräfte aus spezifischen Eigenheiten, Handlungsbedarfen und beteiligten Planungsakteuren. Denn große Ideen sind zwangsläufig unspezifisch und stoßen spätestens dann an ihre Grenzen, wenn in der konkreten Gestaltung von Freiräumen handwerklich-kompositorische Fehler gemacht werden. Oder um es mit Hans Loidl auszudrücken: Generalrezepte helfen eher gegen die Unruhe im Kopf als

[4] Loidl, H., „Arbeitsthesen zu Stadt und Ökologie“ für einen Vortrag im Rahmen der „International Convention of Bioarchitettura“, Padua, 1992, unveröffentlicht

gegen die „Unwirtlichkeit“ der Stadt [4]. Insofern versteht sich

Freiräume(n) allem voran als entwurfsbegleitender „Werkzeugkasten“, aus dem sich die Entwerfenden nach Bedarf und Dafürhalten bedienen können und diesen mit eigenen Gedanken, Ansätzen und Ergänzungen an-

reichern sollen: eine Sammlung von Handlungswissen zum Zwecke der Umsetzung der jeweils eigenen Haltung und Entwurfsidee.

Heute, gut 20 Jahre nach Erstveröffentlichung von *Freiräume(n)*, hat sich die Landschaftsarchitektur (zupal in Deutschland) als geschätzter Akteur für Stadt-Gestaltung etabliert. Bauvorhaben ohne die aktive Beteiligung von Landschaftsarchitekt*innen sind heute kaum mehr denkbar. Großen Anteil daran hatten nicht zuletzt die Entwicklungen in den 1990er Jahren mit ihrer Abwendung von den Wissenschaften und dem Wiedererstarken des konkreten Entwerfens (und Bauens). Diskussionen verlagerten sich von sektoralen Behauptungen hin zu einer gesamtheitlichen (kritischen) Reflexion konkreter Projekte und Entwürfe. Ausgehend von den gerne besuchten und intensiv diskutierten Freiraumvorbildern aus Barcelona, Frankreich und den Niederlanden wurde in Anlehnung an die Arbeitsweise der Architekten weniger geredet als vielmehr getestet, ausprobiert. Und wieder verworfen. Der iterative Entwurfsprozess als gewinnbringende Methode der Erkenntnis wurde auch für die Landschaftsarchitektur wiederentdeckt, die zuvor allgegenwärtigen Problemanalysen wurden durch das optimistische Ausloten von Handlungsmöglichkeiten ersetzt.

Auch dieses Werk, *Freiräume(n)*, hat unzweifelhaft einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Wertschätzung der Landschaftsarchitektur in der aktuel-

len Planungswelt geleistet. Und schlussendlich – gemeinsam mit den vielen wunderbaren, entwurfsbegabten Landschaftsarchitekten*innen – dazu beigetragen, dass die Profession ihre verloren geglaubte gestalterische Kompetenz und Würde zurückerlangen konnte.

Heute prägen erneut große Ideen und Schlagworte die Planungsdebatten, wieder sind es nicht zuletzt die Hochschulen, die viele dieser Ideen auf den Altar der ultimativen Messlatte für Qualität hieven möchten. Genannt seien etwa Begriffe wie Nachhaltigkeit, Klimawandel, Resilienz, Cradle to Cradle, Alltagstauglichkeit, Bürgerbeteiligung, Animal Aided Design, Schwammstadt, Design for all etc. Aspekte also, zu denen sich zeitgenössische Entwerfer*innen ohne Zweifel zu verhalten haben. Und dies auch tun. Aspekte jedoch, die zunächst nicht mehr sind als zusätzliche Rahmenbedingungen und Aspekte, die wir Gestalter*innen in unseren entwurflichen Abwägungen und Entscheidungen mit zu berücksichtigen haben.

Und so sei an dieser Stelle leidenschaftlich und mit Nachdruck all jenen widersprochen, die Ihre jeweiligen sektoralen Steckenpferde als primären Maßstab für eine Qualitätsdiskussion von Freiraumentwürfen ins Feld führen wollen: So funktioniert Entwerfen nicht, so entstehen keine qualitätsvollen, zukunftsweisenden Stadträume.

Denn: Entwerfen ist eine besondere Handlungskompetenz. Kein Aneinanderreihen von Einzelbedarfen und -aspekten. Als „Kulturtechnik des konkreten Machens“ liegt die Besonderheit des Entwerfens darin, aus einer hochkomplexen Gemengelage von ortsspezifischen Rahmenbedingungen, Anforderungen und Handlungsbedarfen hilfreiche, schlüssige und wertige (Gesamt-)Lösungen zu entwickeln [5].

[5] Wer jemals damit konfrontiert war, zwischen dem Erhalt eines Bestandbaumes (Stichwort „Klimaschutz“) und der stolperfreien Erschließung für ältere Menschen (Unebenheiten durch Wurzelbildung, Stichwort „Design for all“) abzuwägen, wird schnell gewahr, dass nur durch entwerfliche Kompetenz (und nicht durch Festklammern an einer vorgefertigten Grundhaltung) eine gute Lösung gefunden werden kann.

In diesem Sinne bleibt dieses Buch unabdingbar, wenn wir gute Freiräume schaffen möchten. Denn: Haltung wird erst durch die kompetente Handlung der Entwerfer*innen zu räumlicher Qualität. Die dafür erforderlichen handwerklichen Grundlagen haben wir in diesem Buch dargelegt. Sie haben Ihre Gültigkeit und Aktualität nicht verloren.

[Stefan Bernard, Juni 2022]

Über Entwürfe reden – ein paar Einleitungen

Kann man(n) über Entwürfe reden, sich über ihre Qualitäten und Mängel in Worten austauschen, oder sollte frau möglichst viele Entwürfe und ihr Entstehen (Vorskizzen, Gestaltbausteine) zeigen?

Kann es überhaupt eine Verbalisierung von Entwurf geben, die mehr ist als die umgangssprachliche Umsetzung dessen, was der Entwurf längst klarer und eindeutiger aussagt?

Und damit nicht genug: Woran sollen wir ein solches Sprechen – wenn wir es denn für möglich halten – messen? Wissen wir doch nur allzu genau, dass Entwürfe in hohem Maße ambivalent, in vielen Details verschlossen oder notwendig ungenau sind, oder dass auch Informationen, welche für eine Verwirklichung essenziell sind, dem Betrachter geradezu vorenthalten werden.

Müsste man(n) nicht schnellstmöglich vom toten Konstrukt, in das der analysierende Zugriff die Entwürfe nur allzu rasch verwandelt, zum lebenden Werk, oder wenigstens zu möglichst wirklichkeitsnahen Bildern, zum Reden über das Konkrete weit eher als über das (gezeichnete) Abstrakte kommen?

Die Tatsache des unausgesetzten, historisch ebenso verbürgten wie gegenwärtigen Redens über Entwürfe – in Jurys und Fachzeitschriften, in Präsentationen oder innerhalb der Entwurfsgruppen selbst – legt die Möglichkeit eines leistungsfähigen Zusammenhangs zwischen Wort und Entwurf jedenfalls nahe.

Ein Grund könnte darin liegen, dass die Zeichen-Sprache und die Wort-Sprache sehr verschiedene Kodierungen sind. Eine (wechselweise) Übersetzung erscheint daher hilfreich und notwendig, um eine spätere Wirklichkeit von der „Verführung“ durch die Entwurfspräsentation zu unterscheiden. Also Sprache verwendet als wirksames Korrektiv gegen die Unschärfen und Täuschungen durch Farben und grafische Spielereien, wider die rührenden „Images“, die „schönen Bilder“.

Das wäre ein „aufklärerisches“ Argument. Es reicht natürlich nicht.

Der zweite Grund steckt ebenfalls in den Kodierungen. Der Übersetzungsdruck vom grafischen Zeichen in ein Sprachzeichen, von Bildern in Wörter, ist immer ein Abstraktionsschub, eine sprachliche Reduktion auf das Wesentliche im Bild. Durch diese verbale Transformation werden „automatisch“ Prinzipien klarer oder erst entdeckt, Themen ersichtlich, Zusammenhänge erkennbar. Wenn wir nicht über Entwürfe reden (können), vergeben wir eine ebenso einfache wie wichtige Chance einer Qualifizierung von Entwürfen. Die Gegenrichtung, die Übersetzung sprachlicher Abstraktionen z.B. in ihre grafischen Entsprechungen (Pictogramme) ist ebenso wichtig und eine der schwierigsten und aufreibendsten Tätigkeiten der Entwurfsvermittlung überhaupt (jeder, der selbst schmerzlich und endlos über die richtige pictogrammatische Darstellung eines gesprächsweise schon völlig klaren Prinzips grübelte, weiß das nur allzu gut).

Der dritte Grund – und wichtig für das Entstehen dieses Buches – fällt vom bisherigen Argumentebaum wie ein reifer Apfel: Reden kann ich sinnvoll und ergiebig über etwas nur, wenn meine Gesprächspartner „die gleiche Sprache sprechen“, mich verstehen und ich sie, d.h. wenn das Bedeutungsfeld meines Wortes/Begriffes mit dem der Gesprächspartner weitgehend übereinstimmt. Und hier kommt der Haken: Was für die exakteren Wissenschaften selbstverständliche Anforderung ist, für viele geradezu konstitutiv, nämlich ein grundsätzliches Einverständnis über gewisse Begrifflichkeiten, ist für die Landschaftsarchitektur, Architektur und ähnliche entwerfende Disziplinen (leider?) nicht der Fall. Hier herrscht ein Begriffs-Babel, das es abenteuerlich macht, sich überhaupt an Entwurfs-„beschreibungen“ zu wagen.

Und solange wir nicht (einigermaßen) verstehen, was wir einander sagen wollen, ist es ein müßiges (aber oft gespieltes) Spiel, miteinander über Entwürfe zu reden.

Können wir nicht darüber reden, Qualitäten und Mängel nicht präzise benennen, geht eine wesentliche Chance zu ihrer Verbesserung verloren [1].

Dieses Buch versucht also – ist vielmehr dazu gezwungen – genauere Begrifflichkeiten über Entwurfsinhalte, -komponenten und -qualitäten zu verwenden, in der Hoffnung, dass dadurch nicht nur der Inhalt selbst lesbar verständlich wird, sondern es vielleicht ein Angebot sein könnte, das Sprach-Babel der Landschaftsarchitektur etwas zu vermindern.

[1] „Man soll immer sagen, was man sieht.
Und vor allem – und das ist noch schwerer –
soll man sehen, was man sieht.“
(Le Corbusier)

In Gestalt von Landschaft

Auf einer medizinischen Tagung im Jahr 1837 referierte der französische Arzt Marc Dax über Untersuchungen von

[1] Aphasie: Als Folge von Hirnerkrankung auftretende Unfähigkeit zu sprechen bzw. Gesprochenes zu verstehen. Schwierigkeit, rechtshemisphärisch, intuitiv Erfasstes linkshemisphärisch, logisch zu verarbeiten.

Menschen mit Aphasie [1]: Er hatte beobachtet, dass diese Patienten durchwegs eine Schädigung der linken Hirnhälfte aufwiesen, wohingegen die rechte unversehrt schien. Dax schloss daraus, dass unsere beiden Hirnhälften jeweils unterschiedliche Funktionen steuern, und die linke Hemisphäre für unsere Sprachfähigkeit verantwortlich ist.

Entgegen dem damaligen Unverständnis für Dax' Thesen gehört die „Zweihirn-“ oder „Hemisphärentheorie“ heute mit zu den Grundfesten moderner Hirnforschung: Ihr zufolge basiert menschliche Wahrnehmung und Informationsverarbeitung auf einer Interaktion zwischen der intuitiven, auf rasches Erkennen und Begreifen von Zusammenhängen, von Gestalt und Raum spezialisierten rechten Hirnhälfte und der logischen (verbalen), analytisch und sequenzierend (linear) arbeitenden linken Hirnhälfte.

[2] Abstraktion i.S.v. Reduzierung von Vielfalt: Das Ausblenden von (Detail-) Informationen mit dem Ziel, Wesentliches (klarer) sehen zu können.

Für die vorliegende Publikation, die sich mit Entwerfen, mit Gestaltung (landschaftsarchitektonischer Objekte) beschäftigt, sind die genannten Erkenntnisse von entscheidender Bedeutung: Gestaltwahrnehmung (also auch Landschafts-, Raum- oder Naturwahrnehmung) ist eine rechtshemisphärische Tat; die Vielzahl von auf uns einwirkenden Einzelinformationen wird von unserem Gehirn zu „einfachen“, handhabbaren Zusammenhängen (Gestalten) abstrahiert [2].

Ernüchternd für alle Entwerfenden: Tatsächlich spielt für die Gestaltwahrnehmung landschaftsarchitektonischer Objekte die „eigentliche“ Gestaltung, also das von den Entwerfenden Erdachte und Realisierte, nur eine begrenzte Rolle. (Mit-) Entscheidend dafür ist vielmehr eine weitere Anzahl von Parametern, von situativen Variablen, die kaum im Einflussbereich der Gestaltenden liegen. Hierzu gehören das Wetter (Regen, Sonne, dunkle Wolken, aufgelockerte Bewölkung, Hitze, Kälte, Sturm, leichte Brisen etc.) ebenso wie die Jahreszeiten, die Tageszeiten (das

unglaubliche Farbspiel bei Sonnenaufgang, die harten Schatten um die Mittagszeit, das weiche Licht der Dämmerung etc.), die Anzahl der Mitnutzer (die fröhliche Schulklasse auf dem Hauptweg, das verliebte Paar am Waldrand etc.), aber auch das im Gebüsch singende Rotkehlchen bzw. der pöbelnde Betrunkene auf der Bank nebenan etc. Die Aufzählung ließe sich beliebig erweitern. All diese Parameter sind „einfach da“, sind mehr oder weniger gleichzeitig wirksam, nur eben in unterschiedlichen Ausprägungen, in unterschiedlichen Kräfteverhältnissen zueinander. Landschaftsarchitektonische Objekte müssen diese Faktoren schlicht und einfach „über sich ergehen lassen“, „erdulden“, manchmal auch „erleiden“. Häufig jedoch sind es genau diese Unvorhersehbarkeiten, die im Zusammenspiel mit gestalteter Landschaft Augenblicke von intensiver Harmonie erst möglich machen.

Gestaltwahrnehmung (von Landschaftsarchitektur) als rechtshemisphärische Erfahrung ist somit immer mehr, ist viel komplexer, vielschichtiger als das, was tatsächlich durch die Entwerfenden beeinflussbar ist. Worin aber besteht nun die entwurfliche Tat der Landschaftsarchitekten? Die – zugegebenermaßen materialistische – Antwort muss lauten: Landschaftsarchitekten verteilen körperhafte Dinge auf einer topografisch/strukturell bearbeiteten Fläche; sie entwerfen Anknüpfungspunkte, Indizien, mit dem Ziel, die Gestaltbildung (Raumbildung) durch die Nutzer (sanft) zu be- und geleiten.

Vor dem Hintergrund der Vielschichtigkeit von Gestaltwahrnehmung haben wir uns in diesem Buch auf das „Machbare“, das linkshemisphärisch Sagbare beschränkt, haben das Phänomen „Landschaftsarchitektur“ vor allem auf das „Be-greifbare“, „Fassbare“, also auf das Morphologische reduziert

Wir hoffen, dass dieses erkennbar wird.

[Stefan Bernard, April 2003]





Dich im Unendlichen zu finden, musst unterscheiden – und dann verbinden.

J.W. Goethe



[1] *Gestalt und Gestaltung*